lag das Tau loser und ging in lauter Bogen. Der Gipfel des Berges mit dem Fort darauf (das entschieden, wie Herr Barrymore gesagt hatte, aussah wie die Arche Noah auf dem Ararat, als alles andere auf der Welt untergegangen war) erschien jetzt nicht mehr in so unendlicher Ferne. Wir kamen allmählich in ganz freundschaftliche Beziehungen zu ihm und auch zu den anderen benachbarten Bergen, deren Gipfel uns vor kurzer Zeit noch so fern geschienen hatten wie das äußerste Thule.

Endlich hatte ich aber doch das Gefühl, als ob ich wieder sprechen könnte, ohne daß der Motor davon Herzklopfen bekäme. „Was denkst du, Maida?“ fragte ich beinahe im Flüstertone.

„O!“ antwortete sie aufschreckend, als ob ich sie aus einem Traum gerissen hätte. „Ich dachte, wie es wohl wäre, wenn wir, während wir noch hier auf Erden sind, den Himmel als eine glänzende Stadt auf einem Berggipfel, wie dieser hier vor uns, liegen sehen könnten. Wieviel mehr Mühe würden wir uns geben, seiner würdig zu werden, wenn wir ihn immer mit unseren irdischen Augen vor uns sähen; ach, und wieviel weniger Verdienst wäre dabei für die, denen es gelänge!“

„Und was hast du gedacht, Mama?“ fragte ich weiter. „Haben auch dich die hohen Berge zu einem Gedanken begeistert?“

„Jawohl,“ erwiderte sie. „Aber ich fürchte, er war viel weltlicher als der Maidas. Ich sagte zu mir selbst, ob man tief drunten im Tal sei, wie wir zuerst, oder hoch oben auf dem Berg, wie wir es jetzt sind, das sei derselbe Unterschied wie zwischen unserem alten Leben in Denver und unserem jetzigen.“ Und nun erklärte sie ihren Vergleich noch näher, aber mit sehr gedämpfter Stimme, so daß Sir Ralph und Herr Barrymore, die nebenher gingen, nichts verstehen konnten. In jenen Tagen zu Hause wäre es so unmöglich erschienen, daß Fürsten, Barone und — und ähnliche Leute unsere intimsten Freunde sein könnten, wie es vorhin für uns unmöglich schien, in die Nähe dieses Forts oder auf den Gipfel des Berges zu gelangen. Und trotzdem — „sind wir auf dem besten Wege dazu“.

Die Gedanken, die die Berge in Maidas goldgelocktem und Mamas (jetzt) kastanienbraunem Kopf erweckt hatten, waren für beide Köpfe so charakteristisch, daß ich vor Vergnügen hörbar in mich hineinlachte, was unsere beiden Herren zu einem fragenden Blick veranlaßte. Aber ihnen eine Erklärung liefern zu wollen, wäre gewesen, um bei Mamas Vergleich zu bleiben, als ob ich die Sache den Bergen selbst hätte auseinandersetzen wollen.

Allmählich, obgleich die Straße auch dann immer noch stieg, hatten wir die Schneegrenze erreicht. Rein und weiß, wie Maidas Gedanken, lag der Schnee auf beiden Seiten der steilen Straße, aber le corse fuhr weiter drunten am Berg heulend seines Weges und war in seinem eigentlichen hochgelegenen Heim nicht zu finden. Wir froren jetzt weniger als vorhin; und als bald darauf das schlimmste Stück des Zickzackweges überwunden war und eine große schwarze Tunnelöffnung vor uns lag, zum Beweis, daß le col erreicht war, da schien die Sonne beinahe heiß. Noch einige wenige Augenblicke und (mit zweitbester Geschwindigkeit, alle Mann an Bord) sausten wir in das große schwarze Loch hinein.

Immer habe ich mir eingebildet, wir hätten von allen bei uns zu Hause das längste und größte; aber von einem solchen Tunnel habe ich in Amerika noch nie nie was gehört. Es war das Merkwürdigste, was ich je gesehen habe.

Die Lampen unseres Automobils, die Herr Barrymore, ehe wir in den Tunnel fuhren, angezündet hatte, zeigten uns einen in den Felsen gehauenen langen, einunden Gang mit einer Spitz gewölbten Decke. Ausgenommen die wenigen Meter, wo der Weg noch beleuchtet war und die eingesetzten Steine grau schimmerten, hätte alles eine ununterbrochene Schwärze geschienen, wenn die Lichter im Tunnel nicht gewesen wären; aber diese gingen weiter und immer weiter in einer funkelnden Linie, so weit überhaupt unsere Augen reichten. Und hätte jener berühmte Walfisch ein Rückgrat aus Brillanten gehabt, so müßte Jonas, als er in dem Tier herumkrte, einen ziemlich ähnlichen Eindruck bekommen haben wie wir in diesem Tunnel.

Nur die ganz weit entfernten elektrischen Lampen sahen aus wie Brillanten, die, einer dicht neben dem anderen, in die Decke gesteckt schienen; die näheren glichen Lichtkugeln unter hin und her schwankenden Schirmen von pechschwarzen Schatten, und zuweilen sausten wir an großen spitzen Tropfgebilden vorbei, die aussahen, als ob Titaninnen ihre Hutnadeln von oben her durch den Berg gesteckt hätten.

Erst war die Straße im Tunnel zollhoch mit dickem Staub bedeckt; dann, sehr zu unserer Ueberraschung, kamen wir durch weichen Schlamm, in dem unser Wagen tanzte, wie damals bei dem Abgrund im Royatale.

„Das ist das Wasser, das durch die Löcher tropft, die die Hutnadeln ihrer Titaninnen in dieses große Nadelkissen gestochen haben,“ erklärte Herr Barrymore, der Maidas Bemerkung gehört hatte. Und wahrhaftig, die greulichen Geschöpfe hatten den ganzen Berg über unseren Köpfen so durchlöchert, daß Mama und ich unsere Regenschirme aufspannen mußten, um nicht patschnaß zu werden.

„Wenn uns hier ein Unfall träfe! Oder — wenn uns hier was entgegenkäme, das sich vor uns auf die Hinterfüße stellte!“ brüllte Mama, deren Stimme vom Rasseln des Motors in dem hohlen Gewölbe beinahe ganz verschlungen wurde.

Und mit diesen Worten, als ob diese es aus dem Abgrund heraufbeschworen hätten — wie Sir Ralph sagte — erschien etwas auf der Bildfläche, das sich entschieden vor uns „auf die Hinterfüße stellte“.

(Fortsetzung folgt.)

Walfischhetze.

Von

J. C. Sörensen.

Unbeachtet von der Kulturwelt vollzieht sich im fernen Norden, in den Eismeeren, der gewaltige Kampf des Beherrschers der Erde, des Menschen, gegen die letzten Abkommen der Urzeitriesen: der Vernichtungskampf gegen den größten Vertreter der lebenden Fauna, gegen den Wal. Auch hier hat die moderne Technik dem Jäger neue Zerstörungswaffen geschenkt, die Harpune hat ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, der moderne Schütze steht an der zielsicheren Kanone und Granaten wühlen in den Körpern der mächtigen Meerriesen. Der junge dänische Dichter J. C. Sörensen, der lange Zeit im fernen Norden das Leben an Bord eines Walfischjägers geteilt hat, gibt in einem Buche „Der Hai“, das in diesen Tagen im Verlage Erich Reiß erscheint, eine ergreifende Schilderung dieses Kampfes der Kultur gegen den Mut, aus der wir eine besonders packende Episode heute unseren Lesern vorlegen. Die Red.

. . . Eine Stunde später bekamen sie einen Wal in Sicht, einen riesengroßen Finnenwal von gegen achtzig Fuß. Er lag fast still draußen und schwamm hin und her, dann ging er weiter, aber unendlich langsam und gemächlich.

Sie kamen hurtig an ihn heran, er schien das Boot nicht zu beachten oder zu sehen, schwamm nur immer da unten herum und blies in seiner majestätischen Art.

Denn er sah geradezu majestätisch aus, wie er sich da erging und seine mächtigen Strahlen in die Höhe blies, als wäre ihm alles gleichgültig. Er bewegte sich draußen im Meer wie ein Bauer, der sein Feld bestellt, wie ein König, der sein Reich verwaltet. Er war so überaus imponierend zähe und langsam in seinen Bewegungen. Nichts kümmerte ihn, und er hatte niemals und mit niemand Streit gehabt.

„Das ist ein schlimmer Bursche,“ sagte der Schütze, indem er zur Kanone ging. „Dem muß man's gut in die Mitte geben.“

Das Boot schießt vorwärts auf den Koloß zu. Der Schütze hat Trosse und Harpune nachgesehen, jetzt steht er draußen neben der Kanone mit der kurzen Pfeife im Munde. Das Tier erscheint immer größer, immer imponierender, je näher sie ihm kamen.

„Langsam,“ kommandiert der Schütze.

„Langsam,“ gibt der Rudergänger die Order in die Maschine weiter.

„Langsam,“ ertönt es dort unten. Und das Boot verlangsamt seine Fahrt.

„Ganz langsam,“ lautet die neue Order. Und das Boot vermindert seine Geschwindigkeit noch mehr.

Der Schütze mißt den Abstand vom Wal. Der hat eben geblasen und liegt draußen wie ein schwerer sinkender Schimmer.

„So leise wie möglich,“ sagte der Schütze. Und die Order geht von der Brücke aus weiter.

„Leise wie möglich.“

„Wie möglich,“ antwortet der Maschinist da unten.

Der Walfisch ist gesunken. An der Stelle, wo er sank, sah es aus, als ob die Meeresfläche ein großes, faseriges Loch bekommen hätte. Schnell läuft das Wasser zusammen und füllt das Loch aus.

„Stopp,“ sagt der Schütze. — „Stopp,“ sagt der Rudergänger.

„Stopp,“ antwortet der Maschinist.

Jeder Laut im Boot stockt, und langsam und unhörbar gleitet es vorwärts zu dem großen blartigen Fleck, der die Stelle angibt, wo der Walfisch gesunken ist.

Der Schütze revidiert noch einmal die Kanone und folgt mit seinem Blick der Trosse über das Deck und das Spill. Dann klopft er die Pfeife neben der Kanone aus, stopft sie und zündet an.

Es verstreicht eine Viertelstunde. Das Boot gleitet totenstill vorwärts und bewegt sich immer schwächer.

Der Wal kann zu jeder Zeit und an jeder Stelle auftauchen.

Plötzlich kommt Leben in den Mann oben in der Tonne. Er sitzt so hoch, daß er tief ins Wasser hinabsehen kann.

„Er kommt, er kommt,“ heult er und fuchtelt mit den Armen über dem Tonnenrande.

„Wo, wo?“ ruft der Schütze, während er blitzschnell die Kanone losschraubt und gleichzeitig zur Tonne emporblickt. Die Schraube sitzt tief unten, die Tonne hoch oben. Die Stellung des Schützen sieht fast gefahrdrohend aus. Dann ist die Kanone locker.

„Da, da!“ brüllt der Mann oben in der Tonne und fuchtelt weiter nach der rechten Seite zum Wasser hinab.

Der Schütze starrt auf die Wasserfläche, sieht aber nichts. — Ja, da ist er. Wie eine große, fette Riesenseifenblase steigt das Tier durch das Wasser empor, langsam und regelmäßig, als würde es schräg emporgehoben, vorwärts und aufwärts.

„Go on,“ flüsterte der Schütze. Seine Stimme ist heiser vor Gemütsbewegung.

Das Boot jagt vorwärts, kann aber nicht mitkommen. Der Walfisch geht immer schräger vorwärts, je höher er hinaufkommt. Nun ist er an der Oberfläche des Wassers. Sein Kopf taucht vorn wie ein großer flacher Schimmer auf und schleudert die Wassersäule in die Höhe, daß es klingt, als würde aus einen lecken Kessel plötzlich der Dampf hinausgeschleudert, dann sinkt der Kopf und die Rückenstoße steigt in die Höhe, gleitet vorwärts und sinkt zuletzt ebenfalls.

Der Schütze weiß nicht, auf welchem Bein er stehen soll. Er schwankt mit der Kanone, als wäre es ein Wetterhahn. Das Boot geht immer schneller. Es hat jetzt alle Karten in der Hand, da es so nahe war, als der Walfisch zum ersten Male auftauchte. Aber trotzdem gelingt es ihm nicht, sich neben ihm zu halten, als er zum zweiten Male auftauchte.

Der Schütze flucht. Der Walfisch sinkt.

Das Boot hat nun seine volle Geschwindigkeit wieder erlangt, es stürzt über die Meeresfläche, als hätte es Flügel. Jetzt passiert es die Stelle, wo der Walfisch sank und fährt weiter. Taucht der Walfisch zum dritten Male auf, so ist er des Todes.

Da kommt er gerade vor dem Steven. Jetzt bricht er durch die Meeresfläche und bläst, daß es wie Regen auf den Schützen und die Kanone hinabrieselt.

Der Schütze winkt. Das Boot macht eine Biegung und schwenkt zur Seite. Der Kopf des Wales taucht unter, und sein Rücken steigt in die Höhe, keine zehn Faden seitwärts vor dem Steven.

Der Rücken des Schützen zuckt krampfhaft. Er krümmt sich ein paar Mal zusammen und dehnt sich wieder wie ein Tintenfisch auf dem Sprung. Dann wird er plötzlich starr und steht fest wie ein in den Steven gehämmerter Pflock. Ein Krachen. Einen Augenblick sieht man die herausgeschleuderte Leine hängen wie eine singende Spirale. Dann treibt er eine weiße Rauchwolke über dem Steven wie ein giftiger Atemhauch und verbirgt alles.

Die Trosse fällt draußen platschend hinab. Der Wal gleitet weiter und sinkt ruhig und sicher, wie er stieg. Das Meer ist wieder leer. Die Maschine stoppt. Das Boot gleitet ruhig über die Wasserfläche, wie eine Giftschlange, die gebissen hat und das Resultat abwartet. Dann ertönt ein Krachen dort unten, wo das Tier sank, ein dumpfer, splitternder Knall, wie von einer unterseeischen Explosion. Die Granate explodiert.

Einen Augenblick ist es stille, totenstill auf dem Bord und draußen auf dem Meere. Plötzlich ertönt ein Kreischen, ein schneidendes, schmetterndes Kreischen. Es kommt nicht draußen vom Meere her, es kommt aus dem Boote selbst und ist ein ganz neuer Laut. Er kommt draußen vom Steven, fährt über das Deck, über das Spill, und poltert in den Lastraum hinunter, wo die Leine aufgestapelt liegt. Die Leine ist lebendig, oder richtiger, sie ist unsichtbar geworden, so schnell wird Faden auf Faden der dicken fünfzölligen Trosse aus dem Schiff heraus und über den Steven gerissen, in einem einzigen, blitzschnellen Ruck. Einen Augenblick stockt das Kreischen. Die Trosse liegt wieder über dem Deck, als hätte sie sich nicht gerührt. Dann wird sie wieder in einem rasenden Kreischen gespannt, wird zu einer Saite, die mit unendlicher Geschwindigkeit schwingt. Der Walfisch ist festgeschossen und sinkt zum Meeresgrunde hinab, mit kolossaler Geschwindigkeit, als wäre er ein Senkblei.

Ja, so ist es im ersten Augenblick. Aber der Druck der Wassermasse ein paar hundert Faden draußen im Meer ist kolossal. Die Zwischenräume werden immer größer. Immer langsamer wird das Zerren. Man kann jetzt beinahe die Trosse mit den Augen verfolgen, wenn sie ausläuft. Es klingt nicht mehr, als ob ein Tier in Todesangst schreit. Die einzelnen Laute sind voneinander zu unterscheiden, das Ausklatschen der Leine auf Deck und ihr Reiben an den eisernen Walzen des Spills.

An die zwanzig Minuten sind jetzt vergangen, seit der Schuß fiel, und von der dreihundert Faden langen Trosse sind nur an die zwanzig übrig. Donn taucht der Walfisch weit vorn auf, eine mächtige Blutwelle in die Höhe blasend.

„Er hat ein Granatstück in die Lunge bekommen,“ erklärt der Schütze, der jetzt achter kommt. — „Also ganz in die Hölle kann er uns jedenfalls nicht schleppen.“

*

Der Schütze stand oben auf der Brücke und untersuchte die Situation durch das Fernglas. Der Walfisch ging draußen in der Oberfläche des Wassers vorwärts, so weit die Leine reichte und blies. Er hatte bei der Fahrt in die Tiefe den Atem verloren und schwamm nun und sammelte Kräfte und blies Blutwolke auf Blutwolke über das Meer empor. Er bewegte sich im Wasser vorwärts wie jeder andere Wal, vielleicht ein wenig schwerfälliger.

Der Schütze hatte einige Orders heruntergerufen, und die Maschine war für das Nachspiel in Stand gesetzt worden. Dann hatte der Wal die Leine straff gezerrt und begann zu ziehen.

Das Boot bekam einen Ruck und die Leine wurde über Deck gespannt. Der Steven beugte sich zum Wasser hinab, als ob das Schiff sich vor seinem Gegner draußen verneigte. Dann begann die Jagd über das Meer. Einen Augenblick dauerte es, ehe das Boot richtig in Gang kam. Dann schoß es vorwärts, als würde es von einem Schleppboot geschleppt.

Der Schütze rief eine Order in den Maschinenraum hinab, und das Boot begann langsam rückwärts zu gehen. Die Stempel begannen zu arbeiten. Die Schraube platschte herum. Das Boot setzte sich mit dem Achterende tiefer ins Wasser und erhob den Steven. Es wehrte sich, aber das half nichts. Es ging immer heftiger vorwärts.

Der Wal arbeitet draußen. Er ist ständig kurzatmig und pustet klagend, daß es weit über das Wasser tönt. Er erhebt sich höher als zuvor und rollt vornüber.

Der Schütze verfolgt eben vom Turm aus aufmerksam jede seiner Bewegungen. Das Tier wendet ihnen den Rücken zu. Sein großer Körper schneidet sich bei jeder Vorwärtsbewegung wie eine breite, stumpfe Eiche hoch aus dem Meer heraus. Ganz deutlich zeigt es die fürchterliche Wunde in der Seite, aus der die Trosse herabhängt. Nicht das kleinste Stückchen ist von der Harpune zu sehen, sie ist vollständig im Körper des Tieres verborgen.

„Vollkraft back!“ kommandiert der Schütze, als er gesehen hat, wie gut die Harpune sitzt.

Die Maschine verdoppelt ihre Arbeit. Der Stempelschlag wird klar und scharf, er tönt wie schwerer, taktfester Hammerschlag von dort unten heraus.

Die Schraube wirbelt mit verdoppelter Eile herum, versucht, zähnelnirschend sich im Meere festzubeißen, sich herunterzuwirbeln. Das Boot setzt sich schwer in die See. Der Steven hebt sich ein bißchen. Aber das nützt alles miteinander nichts. Der Koloß draußen setzt nur um so mehr Kraft ein, und seine Bewegungen verstärken sich gleichmäßig und sicher.

Die Maschine arbeitet, pustet und stöhnt; die Schraube wirbelt hinter dem Schiffe in ohnmächtiger Raserei herum. Der Schiffskörper knirscht und kracht, als sollte er in der Mitte auseinandergerissen werden. Die Leine steht stramm gespannt über dem Vorderteil und schräg im Wasser hinab.

Das Wasser schäumt vor dem Bug und wirbelt an den Bootswänden entlang. Der Walfisch draußen ist offenbar im Begriff, zu Kräften zu kommen, er bläst seltener als vorher und nicht so stöhnend. Die Atemzüge sind nicht so blutig wie zuvor. Er hat seinen Gegner entdeckt und ist entschlossen, zu kämpfen. Er schießt nun vorwärts und hinterläßt ein breites Kielwasser, rotgefärbt von dem Blut, das aus seiner Wunde strömt.

Er begreift nicht, daß jeder einzige Schlag seines Schwanzes verlorene Mühe ist. Er preßt sich so hoch wie möglich, spannt die Muskeln seines Körpers und geht über das Meer vorwärts, blind und gewaltsam. Das Boot schleppt ihm mit guter Geschwindigkeit nach, während die Schraube im Wasser herummahlt wie ein wütender kleiner Köter, der über einen Bürgersteig hingezerrt wird. So verstreicht eine Stunde und noch eine Stunde.

Dies ist unbegreiflich und kolossal. Ja, es ist gar nicht zu verstehen, eine solche Riesenkraft in einem zu Tode verwundeten Tier.

Dies ist kein Kampf, es ist Meuchelmord. Hätte das Tier draußen außer seiner Kraft ein bißchen Intelligenz, dann hätte